

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

21.12.1919 (No. 51)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 51

Karlsruhe, Sonntag, 21. Dezember

1919

Inhalt: Meine musikdramatische Idee. Von Franz Schreker, Wien. — Badische Bücherschau. Von W. E. Desterling. — Aus verflochtenen Seiten. Von Rudolf Erhardt.

Meine musikdramatische Idee.

Von Franz Schreker, Wien.*)

Meine musikdramatische Idee?

Ich habe eigentlich keine. Ich schreibe planlos. Was mir einfallt, ist da. Nur — ich komme von der Musik her. Meine Einfälle haben wenig „literarisches“. Geheimnisvoll-Seelisches ringt nach musikalischem Ausdruck. Um dieses rankt sich eine äußere Handlung, die unwillkürlich schon in ihrer Entstehung musikalische Form und Gliederung in sich trägt. Mit der Vollendung der Dichtung steht in großen Umrissen der musikalische Bau des Wertes vor mir. So kommt es, daß der Text in den seltensten Fällen irgendwelchen Änderungen unterworfen ist.

Was ich erstrebe?

Ich weiß es nicht genau, aber es dünkt mich, die Oper oder das Musikdrama in einer Art Reinkultur. Eine Ueberbrückung des leidigen Zwiespalts, der das Problematische der Kunstform „Oper“ überhaupt ausmacht. Eine Art „Verismus“, wenn man will, indem ich versuche, die Dichtung in eine „Sphäre“ zu rücken, die die Musik braucht. Wer meine Dichtungen liest, wird zuweilen jene Klarheit vermissen, die für mein Gefühl oft allzusehr, das Wesen oder die Wirkung des „guten“ Theaterstückes begründet. Wer sich aber die Mühe nehmen will, die Dichtung in Verbindung mit den motivischen und thematischen musikalischen Beziehungen auf sich wirken zu lassen, wird zuweilen des Rätsels Lösung finden. Dies bedingt freilich wiederholtes Hören des Wertes, oder aber ein Sich-vertiefen an der Hand eines Klavierauszuges, vielleicht aber auch eine Zeit, in der uns die Sprache der Töne verständlich sein wird, wie die des gesprochenen Wortes. Man darf dabei nicht an die Leitmotivtechnik Wagners denken, wenn ich auch zugebe, daß sie grundlegend für alles musikalische Schaffen auf dem Gebiete der Oper nach Wagner war. Gefühle — und nur für solche erkenne ich die Berechtigung des Leitmotivs — sind wandelbar. Jedes Liebesempfinden beruht (Stendhal) auf Kristallbildung. Welche Kunst aber wäre befähigter, dieses geheimnisvolle Werden, dieses Sich-wandeln unter im Unterbewußtsein schlummernden, triebhaften Einflüssen vollkommener zum Ausdruck zu bringen als eben die Musik? Motive werden zu Themen, Themen weiten sich zum musikalischen Klangbau. Klänge — welche arg mißbrauchtes, vielgeschmähtes Wort! Nur ein Klang — nur Klänge! Wähnen die Hörer, welche Ausdrucksmöglichkeiten, welche unerhörte Stimmungsauber ein Klang, ein Akkord in sich bergen kann! Schon als Knabe liebte ich es, mir einen jener „Wagnerischen“ Akkorde am Klavier anzuschlagen und lauschte versunken seinem Verhalten. Wundersame Visionen wurden mir da, glühende Bilder aus musikalischen Zauberreichen. Und eine starke Sehnsucht! Der reine Klang, ohne jede motivische Beigabe ist, mit Vorsicht gebraucht, eines der wesentlichsten musikdramatischen Ausdrucksmittel, ein Stimmungsbeheft ohne Gleichen, der mehr und mehr auch von Dichtern des Wortes (Gerhard Hauptmann, Paul Claudel u. a.) in entscheidenden Augenblicken des Dramas verlangt wird. Ihn übertrifft an Wirkung vielleicht nur — die Stille. Jenes unheimliche Schweigen, in dem laut wird, in dem wir innerlich hören, was weder Wort noch Ton zum Ausdruck bringen kann: das Sich-loslösen von allem Irdischen — das Grauen. — Der Weg zur Vollendung ist weit. Ein Menschenleben eigentlich zu kurz. Drum knüpfen wir an Vergangenes an und machen uns die Erfahrungen der großen Meister zunutze.

Was ich letzten Endes für mein Schaffen erstrebe?

Volle Deutlichmachung der Beziehungen der Musik zum Drama durch Vereinfachung des Stils, durch Plastik des Ausdrucks in Wort und Ton, also: restlose Verschmelzung der beiden Hauptfaktoren des musikalischen Dramas unter weitgehender Veranziehung des malerischen Elements. Letzteres keineswegs als bloßes Relief für die Handlung gedacht, sondern in manchen Fällen selbstherrlich in diese eingreifend. Ich verweise auf den Einfluß des nächtlichen Walzaubers I. Akt „Ferner Klang“ auf die Entwicklung des Dramas, auf das Erklühen und Verdämmern der Erscheinung des Schlosses im „Spielwerk“, die Entschlüsselung des Bildes mit der Totenhand am Schlusse des II. Aktes

der „Gezeichneten“. Tanz und Pantomime möchte ich in natürlich sich ergebenden Fällen nicht missen.

Endlich: Höchste Kunst und Feinheit in Behandlung des Orchesters; Eindämmung seiner Gewalt Herrschaft über die Singstimmen zugunsten der Verständlichkeit des Wortes; eine Art Entmaterialisierung des Orchesters zur Beherrschung subtiler Stimmungen. Nichts wirkt störender als z. B. eine Celesta, die sich mir als solche aufdrängt, eine Klarinette oder Oboe, in unedlem Wettstreit mit der Singstimme vergewaltigt, „deckt“ diese unter Umständen mehr als das Wogen des gesamten Klangkörpers. Womit ich aber keineswegs der sogenannten „dicken“ Instrumentation das Wort reden will. Ich verneine nur den allzu deutlichen, differenzierbaren Klang und möchte im Dienste der Oper nur ein Instrument anerkennen: das Orchester selbst.

Badische Bücherschau.

Nr. 22.

Nach den Eiltempo-Ausgaben der Werke Schöffels, die bei ihrem Freiwerden in bunter Fülle auf den Markt traten und von denen die bei Hesse u. Becker erschienene, von Joh. Franke herausgegebene immerhin sorgfältig vorbereitet war, kommt jetzt eine sehr gründlich und mit philologischer Wissenschaftlichkeit bearbeitete Sammlung in 4 Bänden aus der Hand des bekannten Germanisten Prof. Dr. Panzer (Leipzig, Bibliographisches Institut; 28 Mk.). Freilich, die richtige wissenschaftliche und vollständige Ausgabe müßte von Karlsruhe und seinem Schöffel-Archiv ausgehen; sie könnte endlich auch die Bruchstücke aus dem Konradus- und Viola-Roman bringen und das übrige handschriftliche Material erschließen und heranziehen. Aber was ohne diese Hilfsmittel geleistet werden kann, das hat Panzer in musterwürdiger Weise geleistet. Schon die Zusammenstellung der Literatur und die ausgiebigen Anmerkungen verraten die wissenschaftliche Gründlichkeit und das Verantwortungsgefühl des Herausgebers und seine Vertrautheit mit der Schöffel-Literatur. Fußnoten und erklärende Anhänge erschöpfen alle Beziehungen, erhellen jede Dunkelheit und klären über Quellen, Anklänge, Zeitgenössisches und Historisches auf. Dabei arbeitet Panzer, wie nicht anders zu erwarten, aus selbständiger Kenntnis und gibt so z. B. eine neue Deutung der Ergebnisse, die dem Hugider zugrunde liegen. Eine literarische Einleitung ist jedem Werk vorangestellt, vergleichende Lesarten und genaue Angabe über die Druck- oder Handschriften, die dieser Ausgabe zugrunde liegen, erhöhen ihre wissenschaftliche Brauchbarkeit. So ist z. B. die „Walbeinsamkeit“ nach dem Manuskript gedruckt, das Schöffel seinerzeit der Badischen Hof- und Landesbibliothek schenkte. Die Druck- und Textgeschichte des „Eckhard“ erscheint gleichfalls, und zwar zum erstenmal in klarem Licht. Kurzum, was ohne die Schätze des spröden Karlsruher Schöffelmuseums geleistet werden konnte, ist getan. — In vergangene Karlsruher Kunst- und Literaturkreise verfehlt uns der bekannte Romanhistoriker Paul Oskar Höcker mit seinen Erinnerungen aus der Kinderzeit (Berlin, Ullstein 9,50 Mk.). Aber über die Theater- und Schriftstellermwelt hinaus, die vielbesprochene Tage unserer Väter lebendig werden läßt, erhebt sich ein Menschentum von rührender und erschütternder Kraft. Zwar hält ihm der gestaltende Künstler nicht immer die Wage, sonst hätte ein Buch entstehen können, das unter allen Autobiographien einen bevorzugten Platz neben Jung-Stilling oder Anton Reiser erobert hätte. Aber so wie es ist, fesselt es durch seine Anschaulichkeit und packt durch die schonungslose Offenheit, die ihm seinen seelischen und menschlichen Wert verleiht. Es zieht den Schleier von einer Kindesseele, in der wie bei so vielen begabten Wesen, neben dem Guten der Hang zum Verbrecherischen lauert und es in die Hand der Umstände legt, welche Pfade der werdende Mensch einschlägt. Es zeichnet ganz sachlich, aber mit heimlicher Liebe das Bild eines Vaters, der sich für die Familie opfert; es enthüllt das graue jämmerliche Elend, das zeitweise in den Stuben hockt, und führt schließendlich auf den Weg einer besseren Zukunft. Dabei wird ein Stück Alt-Karlsruhe, seiner Umgebung und seiner Bewohner gezeichnet, das neben einigem Guten viel Kleinkliches und Schlimmes aufweist. Es fehlt auch nicht an romanhaften Zügen, wie das Leben sie bietet, und die Spannung des Lesers wird andauernd wach gehalten. Ich zweifle nicht, daß dies Buch von Höcker mit Ab. Getzers „Mutter“ um den Ehrenplatz auf vielen Weihnachtstischen wetteifern wird. — Mit einem Schriftsteller zurück kommen wir in die Großmuttertage mit ihrem Zauber und

*) Aus „Musikblätter des Anbruch“, Halbmonatschrift für moderne Musik. Jahrg. 1, Heft 1, Nov. 1919. Univ.-Edition Wien 1.

Behagen. Die Erinnerungsblätter aus der Biedermeierzeit, die Alexander v. Sternberg aufgeschrieben hat, gehören zum reizvollsten, das man an Memoiren-Literatur lesen kann. Joachim Kühn hat sie eingeleitet und in einem hübschen Band bei G. Klepenhauer in Potsdam herausgebracht (10 Mk.), der mit vielen zeitgenössischen Bildern geschmückt ist. Stellen schon diese die Verbindung mit jenen Zeiten her, so atmen wir deren ganz unverfälschten Duft in den entzückenden, persönlich gefärbten Auslassungen Sternbergs. Hier führt ein Meister der Planderei das Wort, ein Weltmann und geistreicher Kopf mit klugen Augen und einem knapp-beredten, manchmal sarkastischen Mund, wie er zum Bild des Menschenkenners gehört. Sternberg, einst der Lieblingschriftsteller der vornehmen Welt des Vormärz, war in ihren Salons zu Hause, bis ihn dieselbe Welt vertrieb, die den eleganten geistvollen Mann einst verhätschelt hatte. In Mannheim schrieb er sein erstes Buch wie im Traum, „Die Zerrißenen“, das Gotta schnell veröffentlichte. Er verkehrte am Hof der schönen Großherzogin-Witwe Stephanie, von dem er ein anmutiges Bild entwirft! Fremde Gäste besuchten ihn lieber als das „langweilige Karlsruhe“. Dort lernte er u. a. die Mutter Napoleons III. kennen. In Baden-Baden sah und zeichnete er Kaspar Hauser, „diesen plumpen Bauernjungen, den man mit aller Gewalt zu einem Sohn der schönen Stephanie machen wollte“. In Schwetzingen und seinen Gärten machte er Studien zu seinem Roman „Gala-thee“. Die weiteren, sehr interessanten Kapitel führen den Bielegerreifen nach Stuttgart, Berlin, Weimar, Wien usw. und fallen aus dem Rahmen dieser Ueberschau. Eine Fülle von Persönlichkeiten aus der politischen Künstler- und Schriftstellerwelt ziehen in knappen Bildern vorüber, die immer unterhaltsam, wenn auch manchmal karikierend gezeichnet und grell beleuchtet sind. — Einen Schwarzwaldroman schrieb Max Wittrich in Freiburg. Er heißt Der Sturz ins Glück (Berlin, Flemming) und ist volkstümlich gut und tüchtig unterbaut. Der Verfasser kennt sich bei dem Menschenschlag aus, dem er seine Gestalten entnimmt, und er weiß Bescheid mit ihren Sitten und Gebräuchen, die ihrer Vorstellungswelt den Rahmen geben. Dahinein baut er nun seine Schicksale, die nicht alltäglich sind und doch den Grund und Boden des echten Lebens nicht verlassen. Der scheue, stille, tätige Engelbert, der immer vom Unglück ungetrieben wird, und die abenteuerlustige, unruhige Priska, die Theaterspielerin wird, und sich in einer Vernunftsehe immer weiter von dem Weg des treuen Verkehrs entfernt, bis sich beide nach langen inhaltsvollen Jahren graubäusig und vom Leben zerrauft, wieder finden, nicht ohne sich innerlich gefestigt zu haben. Wittrich erzählt diese Schicksale und zeichnet ein paar Episodenfiguren in einer realistisch gehaltenen, immer auf Handlung und Menschentum gestellten Tonart, die sich alles lose beschreiben. Gräbeln und Breitwerden verlagert. — Steht hierin alemannische Artung, so spricht aus den Dialektgedichten von Hof. Dürr, Schliche und Hasselnüß fränkische Geisteswelt. D. Heilig hat diese charaktervollen Gedichte in Gschichtl aus dem Faubergrund herausgegeben und damit dem im Krieg gefallenen Verfasser ein schönes Denkmal gesetzt (Hamburg, Prutz; 2,50 Mk.). Dürr ist der erste, der in ostfränkischer Mundart dichtet und er bringt in der Tat viel bodenständiges Wesen, echte Heimatbilder und charakteristische Szenen in einer lebhaften Reimsprache, die den wechselnden Rhythmus des Verses zu charakteristischen Wirkungen zu verwenden versteht. Ein Blick für das Schwelksämliche zeichnet ihn aus, eine mundgerechte und schlagfertige Sprache hilft ihm zu guten Wirkungen, und eine leichte Lehrhaftigkeit ohne Moralisieren gibt seinen Gaben einen reifen Zuschnitt. Außer typischen Volksszenen aus dem Hinterland, z. B. die lebhaften Fahrmarktsskizzen oder das Schloßfest, bringt er auch ein paar Wunderwitze und Ortslagen. — Der Weinheimer Arzt und Oberwälder Dichter Adam K a r r i l l o n hat auch noch rechtzeitig vor Weihnachten ein Buch erscheinen lassen, zu dem ihm seine Ostafrikafahrt den Stoff geliefert hat. Es heißt Sechschwaben und ein halber (Berlin, Grote). Ich habe bis jetzt bloß eine Probe davon genossen, aber so klein sie war, so verlockend und köstlich war sie. Sie zeigt den alten Karrillon mit seinem an Wilh. Raabe gemahnenden Humor, seiner Schilderungskraft und lebendigen Sprachkunst. Es wird davon noch mehr zu reden sein. — Ebenso von dem neuen Roman des fränkischen Dichters Wilh. Wetigand Die Vöfelstelze (Ga. Müller, München 15 Mk.). In dieser Adelsgeschichte vom Geschlecht der Vöfelstelze erweist sich der Erzähler, dessen epische Kunst immer reiner und fatter wird, als ein deutscher Homer seiner poetischen und im Grunde auch menschlichen Heimat „Frankenthal“.

Baden, das vorläufige Kalenderland, fördert immer wieder neue Jahrbücher auf. Der Verein Badische Heimat kündigt einen eigenen Kalender an, dessen Erscheinen die miltlichen Zeitumstände verzögern. Dafür ist aber ein anderer Vetter oder Pöndbote schon aufzutreten, der mehr aus Verleidenheit seine Schwarz-rot-goldene Gesinnung hinter dem Titel „Badischer Heimatkalender“ verbirgt (Mannheim, Verlag Bensheimer). Carl Koso gab ihn heraus und wenn ihm auch die Besorgung des bildlichen Teils noch nicht im erwünschten Maße gelungen ist, hat er doch in den Monatsstafeln und in den Fortbeiträgen eine Reihe des Guten zusammengebracht. Schon an den Gedankenformen merkt man den alten kernigen Geist, der über dem Ganzen waltet. Aufträge der bekanntesten demokratischen Führer (der Vorträge von Adwila Haas sei besonders hervorgehoben) und namhafter Schriftsteller machen ihn zu einem Leitfaden für den freisinnig denkenden Bürger, der ihm im Lauf des Jahres immer willkommen sein wird. Für Heiterkeit, für Belehrung und Au-

terhaltung ist ebenfalls gesorgt. — Gut geraten ist auch der heurige Jahrgang des Bodenseebüchleins, dessen illustrativen Teil in der Hauptsache W. Kabisch bestreitet. Vom Prosateil sei besonders Bodmans humorige Geschichte und die straff erzählte übersinnliche Anekdote von Wilh. v. Scholz erwähnt. K. Preisendanz verlegt in die Zeit, da auf Reichenau noch das Kloster blühte, und erzählt mit historischer Einfühlungskraft eine romantische Geschichte aus jenen Tagen. Auch andere bekannte Schriftsteller sind vertreten, neben denen der eine oder andere dilettantisch poetisierende Beitrag nicht ins Gewicht fällt. — Die Mannheimer geben ein eigenes Theater-Jahrbuch heraus, d. h. E. L. Stahl tut es (Heidelberg, Meißner, 6 Mk.) und der Inhalt zeigt, daß sie dazu ein Recht haben, das wir Karlsruher ihnen neidisch zugestehen müssen. Stahl selbst berichtet in feinsinniger und kundiger Weise über das Schauspiel, Eberts über die Oper, Hagemann über seine Festspiele in Baden-Baden, Weichert über das Mannheimer Theater im Krieg usw. Abbildungen nach Sievertschen Szenen-Entwürfen zeigen die selbständige Erfindung dieses Künstlers, und Essays über scheidende oder verstorbene Künstler geben einen Begriff von den Individualitäten, die durch die überlegene Kunst ihres Leiters zu einer reichen Einheit zusammengefaßt waren. — Einem uns durch den Tod entzogenen Karlsruher Künstler, nicht der Bühne, sondern der Baukunst, nämlich zum Gedächtnis an Fr. Ostendorf, schrieb W. Sackur einen Nekrolog. (Berlin, W. Ernst & Sohn, 2 Mk.). Er spricht aus persönlicher Erinnerung, die bis 1893 zurückreicht und stellt sowohl den schaffenden Baukünstler als den großen Gelehrten dar, der in Ostendorf zu seltener Einheit verschmolzen war. Seine zahlreichen Schüler, von denen einige das unvollendet hinterlassene Gelehrtenwerk des bei Loreto Gestorbenen ausarbeiten wollen, werden diese Gedächtnisschrift als Ansporn nehmen, dem Geist des Lehrers und Menschen treu zu bleiben. — Ueber die große Biographie des berühmtesten Karlsruher Baumeisters, über A. Valdenaires Friedr. Weinbrenner (Karlsruhe, C. F. Müller, 32 Mk.) wird noch zu berichten sein.

B. E. Detering.

Ein eigener Klang, ein persönlicher Ton, der aus dem Buch „Carpe diem“*) aufspricht. Persönliches Erleben wird ins Allgemeine gesteigert, ins Typische erhöht, weitgespanntes — Naturmusik und Menschheitsgedanken — intim sublimiert und auf den innersten Herzpunkt des Menschen bezogen. Des Menschen und — des Weibes. Denn Weibstum, echtes, blüht und spricht überall aus diesen Versen, — selbst da, wo sich die Quadern der Gedanken, das Gefühl scheinbar überwiegend, zu hohen zinnenbekrönten Tempelmauern türmen, sproßt es lieblich zwischen den Fugen hervor, und nur manchmal — wie in den Schluszeilen von „Wer ich bin“ — überschlägt sich, als zu rationalistisch seines selbst bewußt. Ueberhaupt ist der Rationalismus, die „Gedanken-Sünde“, die Matter, die sich hin und wieder unter den lyrischen Blüten regt, manchmal die schönsten mit ihrem Gift am vollen Entfalten hindern. Man hat in aller Bilderpracht das Gefühl, als selte mitunter der Mut zu letzten unmittelbaren Ausdruck, als sei wie von fremder Hand alles Weiche, rein Seelische getrübt, um einer Herbheit willen, die als letzter Kern empfunden werden soll und von der wir ahnen, daß sie doch nur Schale ist, die andere süßere Kerne einhüllt.

Hier sind wir bei dem Problem der Form, die ja in keiner Kunst so sehr wie in der Lyrischen ein Teil des Inhaltes und von diesem gar nicht zu trennen ist. Hier ist die letzte Weise nicht durchweg erreicht. Neben schlechthin vollendeten musikalisch herrlich ausschwingenden Strophen, — am schönsten in „Werbung“ und in „Mitten in der Nacht“, — Zeilen wie „rätselfast rausche der Brunnen vom Gelingen“ sind große Lyrik — stehen ungleiche barock zertrümmerte oder mitten in ihrem Wachstum gehemmte Verse, denen sich sprachliche Entropfenheiten — Unstimmigkeiten im Reim, Inversionen — föhrend gefellen. Falls dieses vielfache Brechen der Schönheitslinie ein gewolltes Charakteristikum darstellt — der Einwand wäre zu erwarten, — so muß entgegnet werden, daß der gewünschte künstlerische Eindruck auf diesem Wege nicht erreicht wird. Der bekannte Prosastil der Autorin, der, auf der Jagd nach der guten, besseren, besten, letzten, allerletzten Formulierung oft etwas Hebebedes, Keuchendes annimmt (und es dabei tatsächlich häufig zu sehr starken ästhetischen und Erkenntniswirkungen bringt) — läßt sich, eben weil das Wesen des Gedankens Ausdruck, das Wesen des Gedichts Ausdruck der Gefühle ist, nicht stresslos auf das Lyrische übertragen. Denn auch Gedankenlyrik — diese gerade, um den Zwiespalt ihrer beiden Elemente aufzuheben, — bedarf der geläuterten Form (Schiller, Hebbel!); wieviel mehr dieses weiblichfließende, lyrische Urelement, das sich verströmen würde, sänge es sich nicht immer wieder in edlen Schalen reiner Verkunst, wie diese — „Himmel und Erde“ — überschriebene, die mit die stärkste Hoffnung bedeuten:

Nis träumend ich durch Gottes Wälder lief,
Hat Sehnsucht mir ihr Miltelpaar geliebt,
Ich konnte fliegen, in die Ferne ziehen,
Am Fluge beten, wenn der Himmel rief.
Doch beim Erwachen fühlt ich mich so schwer,
War nur ein weißes Lamm in großer Herde
Auch müßsam weiter auf der braunen Erde.
Mein liebevolles Herz war freudenleer.

*) Julie Cecco Nicolai, „Carpe diem“. Gedichte. Phaetonverlag Stuttgart-Gannstatt.

Jedenfalls wird das Erstlingsbuch der jungen Karlsruher Dichterin, sieben im Phactonverlag in Stuttgart-Gannstatt erscheinen, — dem wir nur einen weniger pretiösen, einen deutschen Titel gewünscht hätten, — ihr Freunde werden und ihr den Weg vorwärts — aufwärts weisen.

Aus verflungenen Zeiten.

Eine Schlemmergeschichte.
Von Rudolf Erhardt.

Auf den vielen Türmen der alten Stadt an der Waterkant hatte es zehn geschlagen, und der Chefredakteur machte sich zum Fortgehen fertig.

Als er jori war, kam, wie wenn er diesen Moment gerochen hätte, der Feuilletonredakteur Dr. Friedrich vergnügt aus seinem Stübchen.

„Kommen Sie, Erhardt, wir wollen frühstücken gehen“, sagte er zu dem neuen Kollegen und rieb sich gewohnheitsmäßig die Hände. Er war ein rundlicher, untersehler Mann von vielleicht dreißig Jahren. Auf einer Stumpfnase trug er einen Anseher ohne Ränder, dessen immerwährend angelaufene Gläser er häufig putzte.

In der Art, wie er jetzt das Wort frühstücken aussprach, lodte der Reiz von tausend Genüssen.

Trotzdem wollte Rudolf nicht. Er war müde. „Ich bin noch lange nicht fertig und nachher will ich schlafen“, sagte er und kiebte weiter.

Aber Dr. Friedrich ließ nicht locker, er brauchte einen Gesellschafter, der für ihn sozusagen das Objekt seiner Schlemmerkunst war. Ganz erregt sagte er: „Sie arbeiten zu viel, ich habe es Ihnen gleich gesagt, als Sie eintraten. Ueberhaupt — gearbeitet wird hier nur für auswärtige Blätter, wie figura zeigt —“ er wies dabei lachend auf Wittmann. „Oder schreiben Sie vielleicht jetzt den Artikel da für unsere Zeitung?“

Wittmann warf ihm einen mitleidigen Blick zu und knurrte: „Sie sollten ja auch mal fünf Kinder haben —“

„Ne, dafür danke ich — Kommen Sie Erhardt, lassen Sie doch den Kram.“

Rudolf warf seinen zusammengeklebten Artikel in den Pappkasten, der zur Aufnahme der druckfertigen Manuskripte bestimmt war.

„Reinetwegen, gehen wir frühstücken, aber nicht lange, denn ich muß endlich einmal schlafen. Man kommt ja keine Nacht vor zwei ins Bett und schon immer wieder um Sieben in Dienst, das hält ja auf die Dauer der Teufel nicht aus!“

Dr. Friedrich wusch seine Hände in der Lust und lachte: „Geben Sie die Freiheit, so lange Sie können. Wenn Ihre Frau kommt, ist die schöne Zeit ja sowieso vorbei. Der Wittmann ist auch so ein Gehrüppel — Gehen Sie nun mit oder nicht?“ fuhr er diesen an.

Der Lokalredakteur ließ sich nicht im geringsten stören; er schrieb mit seiner kräftigen Hand unausgesetzt drauf los und sah dabei mit schiefem Kopf ein wenig auf. „Sie haben wieder mal den Quartalsfuß, Doktor. So was kann ich nicht unterstützen —“

Dr. Friedrich lachte noch toller: „Schon gut, schon gut, Sie werden alt, Wittmann. Kommen Sie Erhardt, lassen wir den Philister —“

Die beiden Kollegen gingen in ein altes, zu einem weltbekannten Gasthaus umgewandeltes Patrizierhaus nicht weit von der Zeitung, und setzten sich in die ehemalige Küche, einen kleinen Raum, der bis zur Decke mit alten holländischen Kacheln belegt war. Der Kellner knipste eine verschleierte, in einem alten Blumleuchter stehende Glühbirne an. Hinter dem Tresen kam der Wirt hervor, um die Herren zu begrüßen und einige Tagesdelikatessen anzubieten.

Aber Dr. Friedrich wehrte ab. „Nein, nein, ich will nur eine Kleinigkeit, etwas ganz leicht Verdauliches. Ich habe mir den Magen verdorben —“

Wirt und Kellner lächelten und zogen sich diskret zurück.

Die beiden Herren setzten sich und studierten die Frühstückskarte. Dr. Friedrichs frühliches Schlemmergeschicht nahm dabei den Ausdruck von Kummer an, und er sagte sich an den Magen. Dann brachte er eine Schachtel hervor und verschlang hastig ein paar Pillen. Eine ganze Zeitlang sah er nun regungslos da und starrte mit ausdruckslosen Augen ins Leere.

Endlich griff er wieder zur Karte und sagte seufzend: „Etwas muß man ja essen, damit man nicht abkommt.“

Und er bestellte sich ein Kalbssteck mit Pommes frites. Dazu ein Glas offenen Bordeaux. Rudolf tat es ihm nach. Als der Doktor fertig war, rückte er erst eine Zeitlang unruhig auf seinem Stuhl hin und her und befahlte sich ab und zu den Magen. Dann klingelte er plötzlich dem Kellner und sagte:

„Ich möchte noch eine ganze Kleinigkeit essen, etwas ganz Leichtes —“

Der Kellner zählte die vorhin vom Wirt angeprochenen Delikatessen her. Der Doktor hörte aufmerksam zu und sein Gesicht nahm dabei jedesmal sozusagen den Ausdruck des vorgeschlagenen Gerichtes an.

„... Gebadene Sardellen...“

„Na, das ist etwas Leichtes.“ Und zu Rudolf gewandt, sagte er: „Die macht man hier ausgezeichnet. Sie werden in einen

seinen Reiz gehüllt und in schwimmendem Fett gebaden. Wollen Sie es einmal versuchen?“

Rudolf war einverstanden, und der Kellner schrieb die Bestellung auf seinen Block. Aber anstatt zu gehen wartete er.

„Ja, und dazu gehört Burgunder. — Bringen Sie von dem, der für mich reserviert ist, hören Sie...“

Der Kellner wartete noch immer. Und inzwischen bringen Sie mir einen Kognak... zwei Kognaks —“

„Zu...?“

„Zu einer Mark fünfzig.“

Rudolf wollte protestieren. „Auf meine Rechnung...“

Jetzt verbogte sich der Kellner und ging. Dr. Friedrich fuhr fort: „Es ist wegen meines Magens, ich muß sehr vorsichtig sein. Sie können ja nachher die Zigarren bezahlen.“

Der Kognak war wie Del, und es ging eine Wirkung von ihm aus wie von einem elektrischen Strom, der den Körper von beschwerenden Substanzen reinigt. Sie aßen von dem seinen Weißbrot, das der Kellner mit dem frischen Gedeck brachte und das in flacher achteckiger Form gebaden war, und versuchten den Burgunder, der in den hohen Kelchen blaurot funkelte und das kleine Gemach mit seinem Duft erfüllte.

Die Sardellen kamen goldgelb gebaden auf einer heißen Platte und wirkten anregend auf Magen und Gemüt des Doktors, der nach jedem Fisch einen Schluck Wein nahm und dabei ein glückseliges Gesicht machte. Als die ziemlich große Schüssel geleert war, sagte er mit einem wohligen Seufzer:

„Jetzt hätte ich noch Appetit auf eine Kleinigkeit zum Abschluß, nur ganz wenig, aber deßig —“

Nach vielem Hin und Her konnte er der Lodung eines halben Summers nicht widerstehen und berebete Rudolf, die andere Hälfte zu nehmen. Als sie damit fertig waren, bestellten sie, um wieder auf den Geschmack des Weines zu kommen, einen echten Comenbert mit frischen Radisheschen und jenem wundervollen Pumpernickel, der in der Gegend gemacht wird. Und da inzwischen die Flasche leer geworden war, mußte eine neue gebracht werden. Schließlich gehörten zu dem schweren Wein auch schwere Zigarren, und als der bläuliche Rauch der köstlichen Importen, wegen deren die alte Stadt an der Waterkant berühmt ist, in breiten Streifen um das verschleierte Licht zog, da löste sich der eigentümliche Widerspruch, der sich im Wesen des Doktors ausdrückte, und der Genießer und Geistesmensch wurden eins in dem wiziösen und ein bisschen boshaften Klauerer.

Es war zwei Uhr, als sie endlich aufbrachen.

„Wissen Sie was, Erhardt“, sagte der Doktor, als sie auf die Straße traten, „wir wollen einen Wagen nehmen und am Parksee, Kaffee trinken. Um noch zu Mittag zu essen, ist es doch schon wieder zu spät.“

Ein wundervoller Herbsttag leuchtete mit klarem, kühlem Licht über der alten Stadt. Die Sonne spiegelte sich in dem Wasser des Stadtparkes, und das gelb und rot gefärbte Laub der breiten Allee, die nach dem Park führte, sah so unwahrscheinlich bunt aus, als wär es gemalt und lackiert. Sie ließen sich langsam um den See herumfahren.

Unter den Palanen des Securwirthshauses, die bis dicht an das Ufer heranstanden, tranken sie Kaffee und hatten dabei den erheitenden Anblick einer Anzahl alter Damen, die hier draußen täglich Kaffeeschlachten veranstalteten und sich über die anderen Gäste des Gartens, besonders wenn sie jung waren, das Maul zerrissen.

Am Nachmittag hatte auf der Redaktion keiner Lust zu arbeiten. Der Spaziergang in dem herbstlichen Park, das unablässige Fallen der Blätter, der Geruch des raschelnden Laubes unter ihren Füßen hatten allerhand tief schlummernde Gefühle und Ahnungen in ihnen erweckt, die nach Aussprache verlangten. Und kaum hatte der Chefredakteur gegen halb Acht den Rücken gedreht, um ahnungslos einen in kommunalpolitischen Dingen sehr tätigen Stammtisch im Ratskeller aufzusuchen, wo er als politischer Wetterbarometer benutzte wurde, als auch schon Dr. Friedrich im Zimmer der Lokalredaktion erschien und mit schiefem Kopf und gewinnendstem Lächeln sagte:

„Gehn wir zu Todae?“

Diesmal sträubte sich Rudolf nicht. Sie verließen Wittmann, der wieder mit eilender Hand auf seinem blauen Pauspapier einen Bericht für auswärtige Blätter verfertigte und von ihrem Gruß keine Notiz nahm, und entflohen der Redaktion. Todae befand sich nur wenige Schritte von dem Zeitungsbauende entfernt in einem kleinen Haus am Ende der Straße und blickte zwischen einigen nachdenklichen Büumen hindurch auf den Fluß. Es war mit seinen spiegelnden Mosaikmischen und der hohen Wandstuckma, den kolorierten Stichen und dem breiten Anrichtisch in der Ecke das netrene Abbild der erastischen Gaststube.

Der Wirt, der im Schenkneischlag hinter der Anrichte stand, grüßte die beiden Herren, und Dr. Friedrich, zu dessen schönsten und inhaltreichsten Anblicken seines Redakteurdaßens es gehörte, die ausgestellten Gerichte in Anwesenheit an nehmen und unter ihnen zu wählen, trat an die Anrichte heran.

„Na, Herr Todae, was gibt es heute Gutes, ich habe Appetit auf etwas ganz Unbeschwerliches.“

„Es sind schöne Nebhühner da, Herr Doktor.“

Er hob den Deckel von einer Kasserolle, in der einige ganz in Schweinefleisch eingehüllte Bögge über einer kleinen Gasflamme schmorten.

Dr. Friedrich sog den Duft ein, der ihm entgegenschlug.

„Ah, das ist herrlich!“

„Vorher vielleicht eine Schildkrötensuppe?“ bot Ladge weiter an und rührte mit einer großen Kelle in einem zweiten Topf herum.

Aber der Doktor war unschlüssig, er betrachtete die anderen Schüsseln. Da war ein Rükentrug mit sehr viel Champignons und Zunge. Und Hamburger Klops in einer pikanten Soße und wundervolles kaltes Roastbeef, Kalbsbraten und Tomaten- und Krabbensalat, Bündel von Radieschen und Schalen mit kleinen rosigen Nordsee-Krabben, sogenannten Granats, und große Stücke Störflisch, das fein und weiß ist wie Speck. Inmitten dieser Herrlichkeiten stand Herr Ladge, der Wirt, ein großer, starker Mann mit herabhängendem grauen Schnauzbart und einem kupferfarbenen, an den Wangen und an der Nase leicht bläulich angelaufenen Gesicht. Hinter ihm im Halbdunkel erhob sich ein Regal, auf dem Batterien von Flaschen lagen, und zu seiner Rechten war ein kleines Fenster, das in die Küche ging und aus dem ab und zu neue Schüsseln gereicht wurden, um die leer werdenden Töpfe und Kasserollen wieder aufzufüllen, die über den Gasflammen der Anrichte heiß gehalten wurden.

Endlich entschied sich Dr. Friedrich für je ein geröstetes Bröckchen mit Granats und Störflisch. Dazu bestellte er ein Glas Sherry, und Rudolf, der seinem Kollegen fast stets die Wahl der Speisen überließ, tat das Gleiche.

Sie nahmen an einem der spiegelblanken Mahagonitische in einer Ecke Platz. Das Lokal war fast ganz gefüllt von alten Herren mit mehr oder weniger kupferigen Gesichtern, die da ihren Rotwein tranken und ein Gerücht aus den Töpfen auf der Anrichte aßen.

Nach einiger Zeit wusch plötzlich der Doktor, der die ganze Zeit schweigsam und gedankenvoll gewesen war und nur ab und zu seinen angelaufenen Kneifer gepußt hatte, seine Hände über dem Tisch und fragte mit seitlich geneigtem Kopf: „Wie ist es, Herr Kollege, wollen wir Schildkrötensuppe und Hühner essen?“

„Gewiß, mir ist es recht,“ stimmte Rudolf zu.

Der jugendliche, weißblonde Kellner, der die ganze Zeit über in der Nähe des Doktors gestanden und ihn mit ehrfürchtigen Blicken betrachtet hatte, lief sofort zum Wirt.

Jetzt wurde Friedrich gesprächig. Es war mit ihm, als wenn der geistige und der materielle Mensch in seinem Innern eben einen schweren Kampf ausgekämpft hätten, in dem der geistige, wie gewöhnlich, unterlag, und als wollte der Doktor diese Niederlage nun durch erhöhten Aufwand von Geist verbergen . . .

In feierlichem Schritt nahte vom Schenkschlage her Ladge und trug eine Flasche Rotwein in der Hand. Hinter ihm ging noch um ein Grad feierlicher der weißblonde Kellner mit einer geschliffenen Karaffe. Der Wirt zeigte Friedrich die Etikette, goß dann eigenhändig den Wein in die Karaffe und stellte sie auf den Tisch. Dann machte er den Herren einen Diener und zog sich wieder in seine Barge zurück. Es war dies die höchste Ehre, die einem Gast bei Ladge widerfahren konnte. Der Wein, ein alter wundervoller milder Bordeaux, fand nicht auf der Karte. Ebenfalls wäre es möglich gewesen, ihn käuflich zu erwerben, wenn man nicht zu den Intimiten des Hauses Ladge gehörte.

Sie tranken andächtig, dann sagte der Doktor: „Ist es nicht rührend, wie die Leute hier zu einem sind? Und dabei gebe ich ihnen gar nicht etwa viel zu verdienen. Da wird es einem wirklich schwer, aus Fortgehen zu denken.“

„Sie reden immer vom Fortgehen, Sie haben doch die schönste Stellung hier, warum wollen Sie denn eigentlich weg?“

Mit einer Entschiedenheit, die Rudolf an dem zerfahrenen Gutschmieder in Verwunderung setzte, entgegnete der Doktor: „Ich muß fort, ich halte es hier einfach nicht mehr aus, ich will wieder arbeiten.“ Er trank sein Glas aus und, indem er es hinsetzte, sagte er: „Im Frühjahr gehe ich nach Rom.“

Er haute jetzt Luftschlöffer. Der Wandertrieb hatte ihn am Widder, und Rudolf mußte unwillkürlich an einen Knecht seines Vaters denken, der im Herbstregen mitten auf dem Hof stand und nach einem mutwillig vom Baum gebrochenen Streik dem Inspektor zuschrie: „Wenn die Steene im Frühjahr trocken sein, zieh' ich!“ Es ging ihm zu gut und das konnte er nicht ertragen. So war es auch mit Friedrich. Und Rudolf, der sich über das Verhalten des Doktors zu ärgern begann, erzählte ihm diesen Vergleich.

Aber Friedrich entgegnete ernst und mit einem gewissen prophetischen Pathos: „Lieber Herr Kollege, in ein paar Jahren, wenn Sie sich hier genau auskennen, wird es Ihnen gerade so gehen, wie mir. In einer Stadt wie dieser, wo alle Lebensenergie sich auf das Materielle konzentriert, kann unser Leben nicht leben!“

Dann begeisterte er sich wieder für das Reisen und plötzlich sagte er: „Wissen Sie was, wir wollen in den Ratskeller gehen, da ist es jetzt interessant. Da sitzen die Amerikaner, die mit den Klondampfern herüberkommen, um Deutschland zu besuchen, und hier einen Tag Station machen. Da sind die ulkigsten Erscheinungen darunter.“

Rudolf wurde nun auch neugierig, und als sie gegessen hatten, gingen sie.

Der Ratskeller sah gesteckt voll Menschen, und es herrschte ein solcher Tabaksqualm, daß man beim Hinabsteigen zunächst

gar nichts sehen konnte. Mit Mühe fanden sie an einem langen Tisch zwei Plätze. Aber es dauerte nicht lange, so war Friedrich der Mittelpunkt dieser bunt zusammengewürfelten Gesellschaft, unter der einige Deutsch-Amerikaner und ein paar Stock-Engländer saßen. Er machte große Politik und schnitt Weltwirtschaftsfragen an; so entspann sich eine lebhafteste Debatte, an der sich sogar die steifen und arroganten Engländer mehrmals beteiligten.

Gegen Mitternacht leerte sich der Keller und schließlich saßen Rudolf und Friedrich allein an ihrem langen Tisch. Von 12 Uhr ab wurden keine Getränke mehr verabreicht, dagegen war es den Gästen nicht verwehrt, noch sitzen zu bleiben. Der Doktor hatte kurz vor Torschluß noch eine Flasche Affentaler bestellt — wegen seines Magens, wie er behauptete — den einzigen Rotwein, den es im Keller gab, weil nur deutsche Weine verschänkt wurden.

Es war fast unheimlich still nach dem an das Tosen einer Brandung gemahnenden Geräusch der Unterhaltung, das noch vor kurzem durch den weitläufigen Keller gestuldet war. Von der Treppe her legte ein Windstoß in die Rauchschwaden und wirbelte sie in die Höhe.

Der Doktor trank den schweren, bitteren Wein schluckweise und machte dabei ein seltsam gespanntes Gesicht, als horche er nach innen, was sein Magen zu der Freundlichkeit sagte, die er ihm durch die Wahl der Sorte erwies. Auf leisen Sohlen kam der alte Kater, der im Keller gehalten wurde und mit allen Stammgästen bekannt war, durch die leeren Räume geschlichen und sprang auf den Tisch zu den Menschen, die da noch saßen, als hielt er es für seine Pflicht, ihnen Gesellschaft zu leisten.

Rudolf streichelte den schnurrenden Kater, der vor ihm zwischen den Gläsern und Flaschen auf dem Tisch lag, und erzählte von Berlin. Der Doktor, der blöde dasaß und ein Niderchen machen wollte, wurde plötzlich wieder wach und redete ebenfalls von Berlin, und in dem öden Keller begeisterten sich beide für die Gemütlichkeit der alten Weinstuben in der Friedrichstadt, von denen eine nach der anderen einging, weil die Menschen von heute verlernt hatten, die Poesie dieser zurückgezogenen Winkel in dem brausenden Lärm der Weltstadt zu schätzen.

Aus der entlegensten Abteilung des Kellers drang, während sie schwärmten, das Petrole-Signal, das der alte Deconom, der dort die Tageskasse abschloß und eben damit fertig geworden war, nachahmte, um denen, die sein Ende finden konnten, anzudeuten, daß es jetzt Zeit sei, aufzubrechen.

Die Kasse sprang mit einem milden Satz vom Tisch und verschwand im Dunkeln. Rudolf hob die Flasche empor, sie war leer.

„Ich habe noch Durst — wo gehen wir jetzt hin?“

„Ein Glas Bisky mit Soda trinke ich noch,“ sagte der Doktor.

Sie begrüßten den kahlköpfigen alten Herrn mit der roten Weinnahe und dem runden Bäuchlein, der jetzt aus dem Treter kam, und verließen mit ihm den Keller. Der alte Markt sah im Mondenschein unwirklich aus, und ein leichter Nebelschleier, der um die Häusergiebel hing, verstärkte den Eindruck ins Geisterhafte. Aber das fürchterlich geschmacklose Kaiserdenkmal, das neben dem Eingang zum Ratskeller stand, und auf das der feide Mond seine Strahlen hell ergoß, zerstörte rasch die Illusion der Weiserstunde und führte die Becher in die nüchterne Wirklichkeit zurück. Der Doktor schüttelte sich.

„Arr, es ist kalt!“ Und er fing an zu laufen.

In einer engen Seitenstraße in der Nähe des Klondgebäude traten sie in das elegante Nachlokal.

Als der Doktor seine Bestellung machte, brachte der Kellner in devoter Vertraulichkeit die Biskyflasche herbei und ließ sie auf dem Tisch stehen, nachdem er eingegossen hatte. Dies war auch eine Günstbezeugung, die nur Friedrich zuteil wurde. Der Bisky machte sie wieder munter, und da sie Hunger hatten, aßen sie kaltes Roastbeef mit Remuladensauce.

Gegen vier Uhr morgens saßen sie in einer Bar bei der zweiten Flasche Sekt, die ihnen der Klavierpieler austrinken half, der auf Rudolfs besonderen Wunsch die Barcarole mit allem Schmuck, dessen er noch fähig war, spielte.

Um halb fünf endlich marschierten sie Arm in Arm zum Bahnhof, wo es für die Reisenden des Fünf-Uhr-Schnellzuges Kaffee und frische Hörnchen mit Butter gab.

Als der Zug donnernd in die Halle einlief, sprang der Doktor wie elektrisiert in die Höhe und wollte hinausströmen.

Rudolf ergriff ihn beim Rockschößel.

„Doktor, sind Sie des Teufels? Wo wollen Sie hin?“

Friedrich sah ihn ganz verstört an, dann setzte er sich langsam wieder hin. Der Bahnhofsportier schellte durch den Raum und rief mit seiner tiefen Basstimme: „Einsiegen zum Schnellzug Hannover—Berlin—Frankfurt—Basel—Mailand.“

Der Doktor ließ den Kopf auf die Brust sinken und starrte vor sich hin, dann fuhr er plötzlich empor und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Wenn die Steene trocken sein, zieh' ich!“ sagte er laut und ein Räscheln zog über sein weinfaßiges Gesicht.

„Schön Doktor, aber jetzt wollen wir zunächst einmal ein Bad nehmen und eine Stunde schlafen. Um Sieben müssen wir wieder in die Tretmühle!“